

Natascha Wodin

rowohlt
e-BOOK

SIE KAM AUS
MARIUPOL

Sie kam aus Mariupol

rowohlt
e-BOOK

«Wenn du gesehen hättest, was ich gesehen habe» – Natascha Wodins Mutter sagte diesen Satz immer wieder und nahm doch, was sie meinte, mit ins Grab. Da war die Tochter zehn und wusste nicht viel mehr, als dass sie zu einer Art Menschenunrat gehörte, zu irgendeinem Kehrlicht, der vom Krieg übriggeblieben war. Wieso lebten sie in einem der Lager für «Displaced Persons», woher kam die Mutter, und was hatte sie erlebt? Erst Jahrzehnte später öffnet sich die Blackbox ihrer Herkunft, erst ein bisschen, dann immer mehr.

«Sie kam aus Mariupol» ist das außergewöhnliche Buch einer Spurensuche. Natascha Wodin geht dem Leben ihrer ukrainischen Mutter nach, die aus der Hafenstadt Mariupol stammte und mit ihrem Mann 1943 als «Ostarbeiterin» nach Deutschland verschleppt wurde. Sie erzählt beklemmend, ja bestürzend intensiv vom Anhängsel des Holocaust, einer Fußnote der Geschichte: der Zwangsarbeit im Dritten Reich. Ihre Mutter, die als junges Mädchen den Untergang ihrer Adelsfamilie im stalinistischen Terror miterlebte, bevor sie mit ungewissem Ziel ein deutsches Schiff bestieg, tritt wie durch ein spätes

Wunder aus der Anonymität heraus, bekommt ein Gesicht, das unvergesslich ist. «Meine arme, kleine, verrückt gewordene Mutter», kann Natascha Wodin nun zärtlich sagen, und auch für uns Leser wird begreifbar, was verlorenging. Dass es dieses bewegende, dunkel-leuchtende Zeugnis eines Schicksals gibt, das für Millionen anderer steht, ist ein literarisches Ereignis.

«Das erinnert nicht von ungefähr an die Verfahrensweise, mit der W. G. Sebald, der große deutsche Gedächtniskünstler, verlorene Lebensläufe der Vergessenheit entriss.» (Sigrid Löffler in ihrer Laudatio auf Natascha Wodin bei der Verleihung des Alfred-Döblin-Preises 2015)

Natascha Wodin, 1945 als Kind sowjetischer Zwangsarbeiter in Fürth/Bayern geboren, wuchs erst in deutschen DP-Lagern, dann, nach dem frühen Tod der Mutter, in einem katholischen Mädchenheim auf. Nach dem Abschluss einer Sprachenschule übersetzte sie aus dem Russischen und lebte zeitweise in Moskau. Auf ihr Romandebüt «Die gläserne Stadt», das 1983 erschien, folgten etliche Veröffentlichungen, darunter der Roman «Nachtgeschwister» und «Irgendwo in diesem Dunkel», das jüngste Buch der Autorin, das da ansetzt, wo «Sie kam aus Mariupol» aufhört.

Ihr Werk wurde unter anderem mit dem Hermann-Hesse-Preis, dem Brüder-Grimm-Preis und dem Adelbert-von-Chamisso-Preis ausgezeichnet, für «Sie kam aus Mariupol» wurde ihr der Alfred-Döblin-Preis, der Preis der Leipziger Buchmesse und der August-Graf-von-Platen-Preis verliehen. Natascha Wodin lebt in Berlin und Mecklenburg.

Für meine Schwester

Erster Teil



Dass ich den Namen meiner Mutter in die Suchmaschine des russischen Internets eintippte, war nicht viel mehr als eine Spielerei. Im Lauf der Jahrzehnte hatte ich immer wieder versucht, eine Spur von ihr zu finden, ich hatte ans Rote Kreuz und andere Suchdienste geschrieben, an einschlägige Archive und Forschungseinrichtungen, an wildfremde Leute in der Ukraine und in Moskau, ich hatte in verblichenen Opferlisten und Karteien gesucht, aber es war mir nie gelungen, auch nur die Spur einer Spur zu finden, einen noch so vagen Beweis für ihr Leben in der Ukraine, ihre Existenz vor meiner Geburt.

Im Zweiten Weltkrieg hatte man sie als Dreiundzwanzigjährige zusammen mit meinem Vater aus Mariupol zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert,

ich wusste nur, dass beide in einem Rüstungsbetrieb des Flick-Konzerns in Leipzig eingesetzt waren. Elf Jahre nach Kriegsende hatte meine Mutter sich in einer westdeutschen Kleinstadt das Leben genommen, unweit einer Siedlung für Heimatlose Ausländer, wie man die ehemaligen Zwangsarbeiter damals nannte. Außer meiner Schwester und mir gab es wahrscheinlich auf der Welt keinen einzigen Menschen mehr, der sie noch gekannt hatte. Und auch wir, meine Schwester und ich, hatten sie eigentlich nicht gekannt. Wir waren Kinder, meine Schwester gerade erst vier, ich zehn Jahre alt, als sie an einem Oktobertag im Jahr 1956 wortlos die Wohnung verließ und nicht wiederkam. In meiner Erinnerung war sie nur noch ein Schemen, mehr ein Gefühl als eine Erinnerung.

Inzwischen hatte ich meine Suche nach ihr längst aufgegeben. Sie war vor über neunzig Jahren geboren und hatte nur sechsunddreißig Jahre gelebt, nicht irgendwelche Jahre, sondern die Jahre des Bürgerkriegs, der Säuberungen und Hungerkatastrophen in der Sowjetunion, die Jahre des Zweiten Weltkriegs und des Nationalsozialismus. Sie war in den Reißwolf zweier Diktaturen geraten, zuerst unter Stalin in der Ukraine, dann unter Hitler in Deutschland. Es war eine Illusion, Jahrzehnte später in dem Ozean vergessener Opfer die Spur einer jungen Frau zu finden, von der ich nicht viel mehr wusste als den Namen.

Als ich diesen Namen in einer Sommernacht des Jahres 2013 ins russische Internet eingegeben hatte, lieferte mir die Suchmaschine prompt ein Resultat. Meine Verblüffung dauerte nur wenige Sekunden. Ein erschwerender Umstand meiner Suche hatte immer schon darin bestanden, dass meine Mutter einen ukrainischen Allerweltsnamen hatte, es gab Hunderte, wahrscheinlich Tausende von Ukrainerinnen, die hießen wie sie. Zwar trug die mir auf dem Bildschirm angezeigte Person auch den Vatersnamen meiner Mutter, sie war ebenfalls eine Jewgenia Jakowlewna Iwaschtschenko, doch auch Jakow, der Name des Vaters meiner Mutter, war so verbreitet, dass mein Fund nichts zu bedeuten hatte.

Ich öffnete den Link und las: Iwaschtschenko, Jewgenia Jakowlewna, Geburtsjahr 1920, Geburtsort Mariupol. Ich starrte auf den Eintrag, er starrte zurück. So wenig ich über meine Mutter auch wusste, ich wusste, dass sie 1920 in Mariupol geboren war. Sollte es möglich sein, dass in einer kleinen Stadt wie dem damaligen Mariupol in einem Jahr zwei Mädchen mit demselben Vor- und Nachnamen zur Welt gekommen waren, deren Väter beide Jakow hießen?

Obwohl das Russische meine Muttersprache war, die ich im Lauf meines Lebens nie ganz verloren hatte und die ich seit meinem Umzug ins Nachwende-Berlin wieder fast täglich sprach, war ich nicht sicher, ob ich wirklich den Namen meiner Mutter auf dem Bildschirm las oder ob mir

dieser Name vielleicht nur wie eine Fata Morgana in der Wüste erschien, die das russische Internet für mich war. Hier wurde ein Russisch gesprochen, das ich beinahe als Fremdsprache erlebte, ein Newspeak, das sich rasant veränderte, ständig neue Vokabeln hervorbrachte, sich täglich mit neuen Amerikanismen vermengte, deren Herkunft sich nach der Transkription ins Kyrillische oft kaum noch erkennen ließ. Auch die Seite, die mich jetzt von meinem Bildschirm ansah, hatte einen englischen Namen, sie hieß «Azov's Greeks». Ich wusste, dass Mariupol am Asowschen Meer lag, aber woher kamen plötzlich die «Asowschen Griechen»? Noch nie hatte ich von irgendeinem Zusammenhang zwischen der Ukraine und Griechenland gehört. Wäre ich Engländerin gewesen, hätte ich sehr treffend sagen können: *It's all Greek to me.*

Über Mariupol wusste ich zu dieser Zeit so gut wie nichts. Auf der Suche nach meiner Mutter war es mir nie in den Sinn gekommen, mich über die Stadt kundig zu machen, aus der sie stammte. Mariupol, das vierzig Jahre lang Shdanow hieß und erst nach dem Zerfall der Sowjetunion wieder seinen alten Namen erhielt, blieb ein innerer Ort für mich, den ich niemals dem Licht der Wirklichkeit aussetzte. Seit jeher war ich im Ungefähren zu Hause, in meinen eigenen Bildern und Vorstellungen von der Welt. Die äußere Wirklichkeit bedrohte dieses innere Zuhause, und deshalb wich ich ihr nach Möglichkeit aus.

Mein ursprüngliches Bild von Mariupol war davon geprägt, dass in meiner Kindheit niemand zwischen den einzelnen Staaten der Sowjetunion unterschied, alle Bewohner ihrer fünfzehn Republiken galten als Russen. Obwohl Russland im Mittelalter aus der Ukraine hervorgegangen war, aus der Kiewer Rus, die man die Wiege Russlands nannte, die Mutter aller russischen Städte, sprachen auch meine Eltern so über die Ukraine, als wäre sie ein Teil von Russland - dem größten Land der Welt, sagte mein Vater, ein gewaltiges Reich, das von Alaska bis nach Polen reichte und ein Sechstel der gesamten Erdoberfläche einnahm. Deutschland war dagegen nur ein Klecks auf der Landkarte.

Das Ukrainische ging für mich im Russischen auf, und wenn ich mir meine Mutter in ihrem früheren Leben in Mariupol vorstellte, sah ich sie immer im russischen Schnee. Sie ging in ihrem altmodischen grauen Mantel mit dem Samtkragen und den Samtstulpen, dem einzigen Mantel, den ich je an ihr gesehen hatte, durch dunkle, eisige Straßen in irgendeinem unermesslichen Raum, durch den seit Ewigkeiten der Schneesturm fegte. Der sibirische Schnee, der ganz Russland und auch Mariupol bedeckte, das unheimliche Reich der ewigen Kälte, in dem die Kommunisten herrschten.

Meine kindliche Vorstellung vom Herkunftsort meiner Mutter überdauerte Jahrzehnte in meinen inneren

Dunkelkammern. Auch als ich längst wusste, dass Russland und die Ukraine zwei verschiedene Länder waren und die Ukraine rein gar nichts mit Sibirien zu tun hatte, berührte das mein Mariupol nicht – obwohl ich nicht einmal Gewissheit darüber besaß, ob meine Mutter wirklich aus dieser Stadt kam oder ob ich ihr Mariupol angedichtet hatte, weil mir der Name so gut gefiel. Manchmal war ich mir nicht einmal mehr sicher, ob es eine Stadt dieses Namens überhaupt gab oder ob sie eine Erfindung von mir war wie so vieles andere auch, das meine Herkunft betraf.

Eines Tages, als ich beim Blättern in einer Zeitung auf den Sportteil stieß und schon weiterblättern wollte, fiel mein Blick auf das Wort Mariupol. Eine deutsche Fußballmannschaft, so las ich, war in die Ukraine gereist, um gegen Iljitschewez Mariupol zu spielen. Allein die Tatsache, dass die Stadt eine Fußballmannschaft hatte, war so ernüchternd, dass mein inneres Mariupol sofort zerbröckelte wie ein modriger Pilz. Nichts auf der Welt interessierte mich weniger als Fußball, aber ausgerechnet der stieß mich zum ersten Mal auf das wirkliche Mariupol. Ich erfuhr, dass es sich um eine Stadt mit ausgesprochen mildem Klima handelte, eine Hafenstadt am Asowschen Meer, dem flachsten und wärmsten Meer der Welt. Es war von langen und weiten Sandstränden die Rede, von Weinhängeln, endlosen Sonnenblumenfeldern. Die deutschen Fußballer stöhnten unter den

Sommertemperaturen, die sich der Vierzig-Grad-Marke näherten.

Die Wirklichkeit erschien mir viel unwirklicher als meine Vorstellung von ihr. Zum ersten Mal seit ihrem Tod wurde meine Mutter zu einer Person außerhalb von mir. Statt im Schnee sah ich sie plötzlich in einem leichten, hellen Sommerkleid auf einer Straße von Mariupol gehen, mit nackten Armen und Beinen, die Füße in Sandalen. Ein junges Mädchen, das nicht am kältesten und dunkelsten Ort der Welt aufgewachsen war, sondern in der Nähe der Krim, an einem warmen südlichen Meer, unter einem Himmel, der vielleicht dem über der italienischen Adria glich. Nichts erschien mir so unvereinbar wie meine Mutter und Süden, meine Mutter und Sonne und Meer. Ich musste alle meine Vorstellungen von ihrem Leben in eine andere Temperatur, in ein anderes Klima übertragen. Das alte Unbekannte, es hatte sich in ein neues Unbekanntes verwandelt.

Ein reales Winterbild von Mariupol aus der Zeit, als meine Mutter dort lebte, zeigte mir Jahre später eine russische Novelle, deren Titel ich vergessen habe: *Hinter dem Fenster des Hotels Palmyra fiel nasser Schnee. Hundert Schritte weiter das Meer, von dem ich nicht zu sagen wage, dass es rauschte. Es gluckste, röchelte, das flache, unbedeutende, langweilige Meer. Ans Wasser angeschmiegt das unscheinbare Städtchen Mariupol mit*

seinem polnischen Kos´ciół und seiner jüdischen Synagoge. Mit seinem stinkenden Hafen, seinen Lagerschuppen, mit dem löchrigen Zelt eines Wanderzirkus am Strand, mit seinen griechischen Tavernen und der einsamen, matten Laterne vor dem Eingang des erwähnten Hotels. Es kam mir vor wie eine intime Mitteilung über meine Mutter. Das alles hatte sie mit eigenen Augen gesehen. Bestimmt war sie irgendwann einmal am Hotel Palmyra vorbeigegangen, vielleicht in ihrem grauen Mantel, vielleicht in demselben nassen Schnee, mit dem Gestank des Hafens in der Nase.

Auf der Internetseite, auf der ich nun gelandet war, erfuhr ich erneut Erstaunliches über Mariupol. Zu der Zeit, als meine Mutter dort geboren wurde, war die Stadt noch stark geprägt von der griechischen Kultur. Im 18. Jahrhundert hatte Katharina die Große es den christlichen Griechen aus dem damaligen Krimkhanat geschenkt. Erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts durften sich wieder andere Ethnien in dem damaligen Marioypoli ansiedeln. Bis zum heutigen Tag lebt eine griechische Minderheit in der Stadt, und der Name meiner Mutter hatte mich aus irgendwelchen Gründen in ein Forum für griechischstämmige Ukrainer geführt. In mir regte sich ein dumpfer Verdacht. Ich hatte nur eine sehr dünne, kaum noch lesbare Erinnerung an das, was meine Mutter über ihr Leben in der Ukraine erzählt hatte, aber in meinem Gedächtnis hatte sich festgesetzt, dass ihre Mutter

eine Italienerin gewesen war. Natürlich konnte ich mir nach der langen Zeit nicht sicher sein, ob es sich wirklich um eine Erinnerung handelte oder um irgendeine zufällige Ablagerung in meinem Gehirn. Vielleicht, das erschien mir am wahrscheinlichsten, hatte ich mir schon als Kind eine italienische Großmutter erdichtet und zum Gegenstand meiner abenteuerlichen Lügengeschichten gemacht, vielleicht war die italienische Großmutter dem einst heißen Wunsch entsprungen, meiner russisch-ukrainischen Haut zu entkommen, etwas anderes zu sein, als ich war. Jetzt fragte ich mich, ob ich mich womöglich nur insofern falsch erinnerte, als die Mutter meiner Mutter keine Italienerin, sondern Griechin gewesen war. Lag das nicht nahe angesichts dessen, was ich jetzt, erst jetzt über Mariupol erfahren hatte? Hatte die Griechin sich in meinem Gedächtnis mit der Zeit unmerklich in eine Italienerin verwandelt, vielleicht deshalb, weil Italien schon in meiner Jugend zu einem Sehnsuchtsort für mich geworden war?

Mir schien, als wäre ich in ein neues Dunkel meiner Herkunft eingetreten, als wurzelte ich plötzlich in einem noch fremderen, endgültig nicht mehr erkennbaren Grund. Ich starrte auf den Namen meiner Mutter auf dem Bildschirm und hatte dabei das Gefühl, dass die notdürftige Identität, die ich mir im Lauf meines Lebens zusammengebastelt hatte, zerplatzte wie eine Seifenblase. Für einen Moment löste sich alles um mich herum auf.

Meine Sicherheit fand ich erst in dem Gedanken wieder, dass die griechischen Wurzeln der entdeckten Jewgenia Jakowlewna Iwaschtschenko für mich nur insofern von Bedeutung waren, als sie den Beweis dafür erbrachten, dass es sich bei dieser Frau nicht um meine Mutter handeln konnte. Niemals, dessen war ich mir sicher, hatte ich von meiner Mutter das Wort *greki* gehört, es wäre damals, in unserer abgeriegelten, armseligen Barackenwelt, haften geblieben als etwas Außerordentliches und Exotisches. Andererseits war aber auch schwer zu glauben, dass meine Mutter die griechische Vergangenheit ihrer Heimatstadt nie erwähnt haben sollte, schließlich hatte ich den historischen Hintergrundinformationen des Forums entnommen, dass das Griechische in ihrer Lebenszeit in Mariupol noch sehr gegenwärtig gewesen war.

Ich versprach mir nichts davon, zu oft waren meine Nachforschungen ins Leere gelaufen, aber da «Azov's Greeks» auch eine Plattform für die Suche nach Angehörigen bot, beschloss ich, trotzdem eine Nachricht zu hinterlassen. Um etwas schreiben zu können, musste ich mich allerdings erst registrieren. Auf einer russischen Internetseite hatte ich das noch nie gemacht, es kam mir unwahrscheinlich vor, dass ich diese technische Hürde meistern würde, aber zu meiner Überraschung ging alles sehr einfach, viel einfacher als auf deutschen

Internetseiten. Bereits nach einer Minute war der Zugang freigeschaltet.

In die Suchanfrage konnte ich nicht viel mehr hineinschreiben als den Namen meiner Mutter und ihren Herkunftsort. Ihrem Vatersnamen, Jakowlewna, ließ sich entnehmen, dass ihr Vater Jakow geheißen hatte, aber schon den Mädchennamen ihrer Mutter kannte ich nicht mehr. Ich wusste, dass sie einen Bruder und eine Schwester gehabt hatte, aber auch deren Namen kannte ich nicht. Ich besaß eine ukrainische Heiratsurkunde, aus der hervorging, dass meine Mutter im Juli 1943 in dem von deutschen Truppen besetzten Mariupol meinen Vater geheiratet hatte. Auf einer vom Arbeitsamt Leipzig ausgestellten Arbeitskarte stand, dass sie 1944 zusammen mit meinem Vater nach Deutschland deportiert worden war. Das war alles, was ich über sie wusste.

Und die Frage war, nach wem ich eigentlich suchte. Es war so gut wie ausgeschlossen, dass ihre Geschwister noch lebten, es sei denn, sie waren in einem biblischen Alter. Selbst deren Kinder, sofern sie welche hatten, meine potenziellen Cousinen und Cousins, mussten schon in fortgeschrittenem Alter sein, ähnlich wie ich selbst. Sie konnten meine Mutter kaum noch gekannt haben, und es war fraglich, ob sie überhaupt von ihrer Existenz wussten, ob ihnen jemand von ihr erzählt hatte. Damals und noch Jahrzehnte später war es gefährlich, mit einem Menschen

wie meiner Mutter verwandt zu sein, mit jemandem, der sich womöglich freiwillig hatte nach Deutschland deportieren lassen oder dem es zumindest nicht gelungen war, sich der Zwangsarbeit für den Kriegsfeind zu entziehen, notfalls durch Selbstmord, wie Stalin es von wahren Patrioten forderte. Von solchen Verwandten, die als Vaterlandsverräter galten, erzählte man damals seinen Kindern nicht, man wollte sie nicht gefährden.

Früher mussten meine Finger sich beim Tippen russischer Texte auf eine kyrillische Tastatur umstellen und auf mühsame Buchstabensuche gehen, jetzt konnte ich die Texte mit Hilfe eines wundersamen Computerprogramms auf der gewohnten lateinischen Tastatur tippen – das Programm setzte die lateinischen Buchstaben automatisch in kyrillische um. Zwar zweifelte ich daran, dass es mir gelingen würde, meine ins Translitprogramm getippte Nachricht auf die russische Internetseite zu transportieren, der Weg erschien mir zu weit, aber nach den paar üblichen Mausklicks sprang sie tatsächlich auf die Seite von «Azov's Greeks». Ich setzte meine E-Mail-Adresse unter den Text und schickte ihn ab, ohne zu wissen, wo er landen würde. Vielleicht an irgendeinem toten Ort, in einem elektronischen Nichts, wo nie jemand meine Flaschenpost entdecken würde.

Seit ein paar Wochen war ich in meinem Arbeitsquartier in Mecklenburg. Die kleine Wohnung am Schaalsee teilte

ich mir mit einer Freundin, wir benutzten sie abwechselnd. In diesem Jahr gehörte fast der ganze Sommer am See mir. Gilla war Schauspielerin, sie steckte bis zum Hals in einem Theaterprojekt irgendwo im Ausland und kam erst im September zurück. Ich hatte gerade ein Buch abgeschlossen und faulenzte. Ich konnte mich nicht daran erinnern, wann ich das länger als einen halben Tag getan hatte. Meine Stoffe standen unerbittlich Schlange und erlaubten keine Pausen, erinnerten mich zunehmend an meine begrenzte Lebenszeit. Normalerweise begann ich nach Abschluss eines Buchs schon am nächsten Tag mit der Arbeit an einem neuen, länger hielt ich es nicht aus ohne das Schreiben, ohne den Kampf mit den Worten. So war der größte Teil meines Lebens dahingegangen, ich hatte es kaum bemerkt. Jetzt wollte ich plötzlich nichts anderes mehr als draußen auf dem Balkon sitzen, die leise Bewegung der Luft an meiner Haut spüren und den sommerblauen See anschauen. Gegen Abend, wenn die Hitze nachgelassen hatte, machte ich mit meinen Nordic-Walking-Stöcken ausgiebige Gänge am Wasser, wo sich in den einsamen Feuchtgebieten riesige Wolken hungriger Stechmücken auf mich stürzten. Auf dem Nachhauseweg kaufte ich mir mein Abendessen beim Fischer, bei dem es frische Maränen und Saiblinge aus dem See gab.

Früher war durch den Schaalsee die deutsch-deutsche Grenze verlaufen. Ein Teil des Sees hatte zu Mecklenburg

gehört, der andere zu Schleswig-Holstein. Ein paar Kilometer weiter fuhr man jetzt an einem Schild vorbei, auf dem stand: *Hier waren Deutschland und Europa bis zum 18. November 1989 um 16 Uhr geteilt.* In dem einstigen Grenzsperrgebiet auf der Ostseite hatten Flora und Fauna über vierzig Jahre lang Zeit gehabt, ihr Eigenleben zu entfalten, beinahe ungestört von der Spezies Mensch, die hier nur in Gestalt von Grenzsoldaten vorkam. Nach der Wende wurde die verwilderte Landschaft zum Naturschutzgebiet erklärt und in die Liste der internationalen Biosphärenreservate der UNESCO aufgenommen: verwaltete Wildnis, in der inzwischen die Hamburger Bio-Elite angekommen war. Für die ökologisch bewegten Städter, die sich hier niedergelassen hatten oder am Wochenende in ihre Ferienwohnungen fuhren, hatten Bioläden eröffnet, Biorestaurants, regelmäßig wurden Ökomärkte abgehalten, für fünfzig Euro konnte man eine Kranichschutzaktie erwerben, im Ort gab es ein sogenanntes Zukunftszentrum Mensch - Natur. Die alteingesessenen ostdeutschen Einwohner traf man zumeist nur bei Penny und Lidl, sie waren hier zu Fremden geworden, zu Zaungästen ihrer eigenen Welt, in der sie jetzt in ihren renovierten DDR-Häuschen lebten.

Aus dem großen Panoramafenster meiner Wohnung sah ich nichts anderes als den See. Den ganzen Tag fühlte ich mich ein wenig betrunken vom ständigen Blick auf das

blaue Wasser, das mir bodenlos erschien, von unendlicher kühler Tiefe, in der man nie zu sinken und zu trinken aufhören würde. Von weit her das Lachen und Schreien der Kinder, die sich im Wasser tummelten. Schulferien, die Geräusche und Gerüche, die ganze Herrlichkeit eines Kindheitssommers, von dem man glaubte, er würde nie zu Ende gehen. Zum Glück waren Motorboote verboten, der See gehörte den vielen Wasservögeln, die hier lebten, nur ab und zu sah man einen einsamen Kahn oder ein Boot mit einem kleinen weißen Segel vorüberziehen. Schwalben segelten zu Hunderten durch die Luft, manchmal so tief, dass sie mich fast streiften mit den scharfen Spitzen ihrer Flügel, während ich mit einem Buch auf dem Balkon saß und las oder aufs Wasser schaute, auf dessen Oberfläche zahllose Spiegel tanzten, sich gegenseitig silberne Reflexe zuwarfen. Wildgänse zogen in geometrischen Figuren über den Himmel, wie durch unsichtbare Fäden miteinander verbunden, Mauersegler jagten sich gegenseitig, führten wilde, bizarre Spiele in der Luft auf. In der Abenddämmerung setzte das Konzert der Wasservögel ein, das geschäftige Plappern der Enten, das Schrillen der Singschwäne, das aufgeregte Trompeten der Kraniche, die, von den Feldern kommend, wo sie ihre Nahrung fanden, sich für die Nacht am See sammelten. Manchmal erschien ein Seeadler, mit seinen mächtigen, weitgespannten Schwingen schwebte er reglos über dem Wasser, die

Majestät des Sees, der Schrecken der Fische und anderer Seebewohner. Einmal, so hatte man mir erzählt, konnte man vom Seeufer aus beobachten, wie ein Seeadler einen Kranich riss. Es war Winter, einer der Kraniche, die stehend im flachen Wasser schliefen, weil sie hier geschützt waren vor ihren Feinden, war im Schlaf mit den Beinen im See festgefroren. Als sich ein Adler auf ihn niederstürzte, konnte er nicht fliehen und wurde zerfleischt, gefangen im Eis.

Ich war so verliebt in diesen Sommer am See, dass ich nicht schlafen konnte. Manchmal saß ich die ganze Nacht draußen auf dem Balkon, badete in der abgekühlten Luft, sah auf die Lichtstraße, die der Mond auf das dunkle Wasser warf, und konnte mich nicht sattören an der Stille, in der nur noch ab und zu einer der unsichtbaren, im dunklen Schilf versteckten Wasservögel einen leisen, schlaftrunkenen Laut von sich gab.

Sonnenaufgänge wie an diesem See hatte ich nie zuvor gesehen. Sie kündigten sich schon bald nach drei Uhr morgens am Horizont an, erst als kaum wahrnehmbare Rosatönung des Himmels über dem Wasser, die aber zunehmend in eine Lichtorgie von unwirklicher Schönheit überging. Mich wunderte, dass alle anderen schliefen, dass niemand außer mir diesen kosmischen Darbietungen beizuwohnen schien. Der Himmel brannte in allen Farben von Hellgrün bis Golden, Lila und flammend Rot, jeden Tag

anders, jeden Tag neu: Lichtschauspiele, surreale Gemälde, die die Sonne an den Himmel zauberte und deren minütlicher Verwandlung ich auf meinem Balkon wie von einem Logenplatz irgendwo im Universum folgte, betäubt vom panisch anmutenden Geschrei der Wasservögel, das sich anhörte, als erwarteten die Tiere eine Apokalypse, irgendein noch nie da gewesenes Ereignis, das jenseits der menschlichen Wahrnehmung lag. Die Farben verdichteten sich, explodierten, dann begannen sie zu verblassen, leise zu verlöschen, immer mehr aufzugehen in dem weißen, gleißenden Licht, das sich nach und nach über den See ergoss. Die Tiere verstummten, die Gefahr war vorüber, ein langer, brütender Sommertag brach an. Ich erhob mich aus dem großen alten Sessel, den ich auf den Balkon hinausgeschoben hatte, putzte mir die Zähne und ging in mein nach Westen gelegenes Schlafzimmer, dessen Fenster ich mit buntem Markisenstoff verhängt hatte, damit ich vor dem Tageslicht und der Hitze geschützt war. Selbst im Schlaf hörte ich noch die Stille und träumte irgendwelche luziden, epischen Träume. Wenn ich gegen Mittag aufwachte, sprang ich sofort aus dem Bett und lief im Nachthemd ans Fenster im anderen Zimmer, um endlich den See wiederzusehen, sein blaues Leuchten.

Seit meiner Suchanfrage bei «Azov's Greeks» war fast eine Woche vergangen. Ich hatte die Sache schon vergessen, da erreichte mich eine E-Mail mit unleserlichen

Schriftzeichen in der Absenderzeile. Ich bekam öfter E-Mails von russischen Absendern, aber diesmal hatte mein Mailprogramm die kyrillischen Buchstaben nicht erkannt. Ein Konstantin mit einem griechischen Nachnamen bat mich, ihm nähere Angaben zu meiner Mutter zu machen. Man werde versuchen, mir weiterzuhelfen, aber dazu müsse man etwas mehr über die Person wissen.

So weit war ich auf meiner Suche noch nie gekommen. Ein Mann in Mariupol war bereit und besaß offenbar Möglichkeiten, mir weiterzuhelfen, wenn ich ihm nähere Angaben zu meiner Mutter machte. Nur dass ich ihm diese Angaben nicht machen konnte, weil ich alles, was ich wusste, bereits mitgeteilt hatte. Aus irgendeinem Grund schämte ich mich dafür, als wäre es ein Armutszeugnis, eine Schande, so wenig über die eigene Mutter zu wissen. Und gleichzeitig war es, als hätte ich soeben etwas Neues über sie erfahren. Es schien, als könnte ich mit den Augen des Fremden hineinsehen nach Mariupol, als wäre er ein ehemaliger Nachbar meiner Mutter, der jeden Tag an ihrem Haus vorbeiging, mich mitnahm in Straßen, durch die sie einst gegangen war, Häuser, Bäume, Plätze sah, die sie einst gesehen hatte, das Asowsche Meer und die griechischen Tavernen, die es vielleicht immer noch gab. In Wirklichkeit war von dem Mariupol, in dem sie gelebt hatte, nicht mehr viel übrig. Die deutsche Wehrmacht hatte es im Krieg zum großen Teil in Schutt und Asche gelegt.

Ich dankte dem freundlichen Konstantin mit dem griechischen Nachnamen für seine Hilfsbereitschaft und schickte Grüße nach Mariupol, während meine Mutter, so glaubte ich, nach diesem erneuten Fehlschlag endgültig und für immer in Dunkelheit versank.

In Wahrheit hatte ich die russische Suchmaschine nicht ganz zufällig gerade jetzt nach ihrem Namen befragt. Schon lange beschäftigte mich der Gedanke, über das Leben meiner Mutter zu schreiben, vor allem über die Frau, die sie vor meiner Geburt in der Ukraine und in dem deutschen Arbeitslager gewesen war. Nur dass ich über diese Frau eben so gut wie nichts wusste. Von der Zeit ihrer Zwangsarbeit hatte sie nie gesprochen, weder sie noch mein Vater, jedenfalls erinnerte ich mich nicht daran. Was ich von ihren Erzählungen über ihr Leben in der Ukraine noch im Gedächtnis hatte, waren nicht mehr als ein paar vage Irrlichter in meinem Kopf. Ich konnte nur versuchen, eine fiktionale Biografie zu schreiben, die sich auf die Geschichtsschreibung stützte, auf die bekannten Fakten der Orte und der Zeit, in der meine Mutter gelebt hatte. Seit vielen Jahren schon suchte ich nach irgendeinem Buch von einem ehemaligen Zwangsarbeiter, nach einer literarischen Stimme, an der ich mich hätte orientieren können, vergeblich. Die Überlebenden der Konzentrationslager hatten Weltliteratur hervorgebracht, Bücher über den Holocaust füllten Bibliotheken, aber die

nichtjüdischen Zwangsarbeiter, die die Vernichtung durch Arbeit überlebt hatten, schwiegen. Man hatte sie zu Millionen ins Deutsche Reich verschleppt, Konzerne, Unternehmen, Handwerksbetriebe, Bauernhöfe, Privathaushalte im ganzen Land bedienten sich nach Belieben am Kontingent der importierten Arbeitssklaven, deren maximale Ausbeutung bei geringstem Aufwand Programm war. Sie mussten unter meist unmenschlichen, oft KZ-ähnlichen Bedingungen die Arbeit der deutschen Männer machen, die an der Front waren, in den Heimatländern der Deportierten deren Dörfer und Städte verwüsteten, deren Familien umbrachten. Die nach Deutschland verschleppten Männer und Frauen wurden in bis heute unbekannter Zahl in der deutschen Kriegswirtschaft zu Tode geschunden, aber noch Jahrzehnte nach Kriegsende fand sich über die Verbrechen an den sechs bis siebenundzwanzig Millionen Zwangsarbeitern - die Zahlenangaben schwanken dramatisch von Quelle zu Quelle - nur gelegentlich ein einzelner, dünner Bericht in einem Kirchenblatt oder in einer lokalen Sonntagszeitung. Zumeist wurden sie beiläufig, unter «ferner liefen», zusammen mit den Juden erwähnt, eine Marginalie, ein Anhängsel des Holocaust.

Die längste Zeit meines Lebens hatte ich gar nicht gewusst, dass ich ein Kind von Zwangsarbeitern bin. Niemand hatte es mir gesagt, nicht meine Eltern, nicht die

deutsche Umwelt, in deren Erinnerungskultur das Massenphänomen der Zwangsarbeit nicht vorkam. Jahrzehntlang wusste ich nichts von meinem eigenen Leben. Ich hatte keine Ahnung, wer all die Leute waren, mit denen wir in verschiedenen Nachkriegsghettos zusammenwohnten, wie sie nach Deutschland gekommen waren: all die Rumänen, Tschechen, Polen, Bulgaren, Jugoslawen, Ungarn, Letten, Litauer, Aserbaidshaner und viele andere, die sich trotz babylonischer Sprachverwirrung irgendwie untereinander verständigten. Ich wusste nur, dass ich zu einer Art Menschenunrat gehörte, zu irgendeinem Kehrlicht, der vom Krieg übriggeblieben war.

In der deutschen Schule hatte man uns beigebracht, dass die Russen Deutschland überfallen, alles zerstört und den Deutschen ihr halbes Land weggenommen hätten. Ich saß in der hintersten Reihe, neben Inge Krabbes, mit der auch niemand etwas zu tun haben wollte, obwohl sie eine Deutsche war, aber sie trug schmuddelige Kleider und roch schlecht, und die Lehrerin vorn am Pult erzählte, dass die Russen ihrem Verlobten die Augen mit glühenden Kohlen ausgebrannt und kleine Kinder mit ihren Stiefeln zertreten hätten. Alle Köpfe drehten sich nach mir um, selbst Inge Krabbes rückte ein Stück von mir ab, und ich wusste, nach Schulschluss würde wieder die Jagd beginnen.

Meine Lügen konnten mir längst nicht mehr helfen, ich zählte nicht nur zu den russischen Barbaren, sondern war längst als Hochstaplerin enttarnt. Um mich in den Augen der deutschen Kinder aufzuwerten, hatte ich ihnen erzählt, meine Eltern, für die ich mich so schämte, seien gar nicht meine wirklichen Eltern, sie hätten mich auf ihrer Flucht aus Russland im Straßengraben gefunden und mitgenommen, in Wirklichkeit würde ich aus einer reichen russischen Fürstenfamilie stammen, die Schlösser und Güter besaß, wobei ich zu erklären versäumte, wie ich als Fürstenkind in den Straßengraben geraten war, aber für einen Tag oder ein paar Stunden war ich ein verkanntes, geheimnisvolles Wesen, das die staunende Bewunderung der deutschen Kinder genoss. Irgendwann durchschauten sie mich natürlich, und dann jagten sie mich erst recht, die kleinen Rächer des untergegangenen Dritten Reiches, die Kinder der deutschen Kriegerwitwen und Naziväter, sie jagten sämtliche Russen in meiner Gestalt, ich war die Verkörperung der Kommunisten und Bolschewiken, der slawischen Untermenschen, ich war die Verkörperung des Weltfeindes, der sie im Krieg besiegt hatte, und ich rannte, rannte um mein Leben. Ich wollte nicht sterben wie Dschemila, die kleine Tochter der Jugoslawen, die die deutschen Kinder auch gejagt und eines Tages in die Regnitz gestoßen hatten, in der sie dann ertrunken war. Ich lief und zog eine Woge von Kriegsgeheul hinter mir her,

aber ich war eine geübte Sprinterin, inzwischen hatte ich beim Laufen nicht einmal mehr Seitenstechen, sodass es mir meistens gelang, meine Verfolger abzuhängen. Nur bis zu den Kiesgruben musste ich kommen, wo die Grenze zwischen der deutschen Welt und der unseren verlief, hinter den Kiesgruben begann unser Hoheitsgebiet, unsere Terra incognita, auf die außer der Polizei und dem Briefträger noch nie ein Deutscher seinen Fuß gesetzt hatte, auch die deutschen Kinder trauten sich nicht dorthin. Vorn bei den Kiesgruben ging von der asphaltierten Straße ein Trampelpfad ab, der zu den «Häusern» führte. Ich wusste nicht, warum die Deutschen unsere steinernen Blocks so nannten, «Häuser», vielleicht war es die Unterscheidung zwischen uns und den Zigeunern, die noch weiter draußen in Holzbaracken wohnten. Sie standen noch eine Stufe unter uns und lösten in mir ein ähnliches Grausen aus wie wir wahrscheinlich in den Deutschen.

Sobald ich die magische Grenze passiert hatte, war ich in Sicherheit. Hinter der Kurve, wo meine Verfolger mich nicht mehr sehen konnten, ließ ich mich ins Gras fallen und wartete, bis mein rasendes Herz sich beruhigt hatte, bis ich wieder atmen konnte. Für diesen Tag hatte ich es geschafft, an den nächsten dachte ich jetzt noch nicht. Ich trödelte so lange wie möglich, trieb mich an den Flussauen herum, ließ flache Steine über das Wasser der Regnitz springen, stopfte

mir Sauerampfer in den Mund, nagte die rohen Futtermaiskolben ab, die ich von den Feldern stahl. Ich wollte nie nach Hause. Ich wollte weg, immer nur weg, seit ich denken konnte, meine ganze Kindheit wartete ich nur aufs Erwachsenwerden, damit ich endlich wegkonnte. Ich wollte weg aus der deutschen Schule, weg aus den «Häusern», weg von meinen Eltern, weg von allem, das mich ausmachte und mir vorkam wie ein Versehen, in dem ich gefangen war. Selbst wenn ich hätte wissen können, wer meine Eltern und all die anderen waren, zu denen ich gehörte, ich hätte es nicht wissen wollen, es interessierte mich nicht, nichts weniger als das, ich hatte damit nichts zu tun. Ich wollte nur weg, nichts wie weg, alles für immer hinter mir lassen, mich endlich losreißen in mein eigenes und eigentliches Leben, das mich irgendwo draußen in der Welt erwartete.

Ich erinnere mich an mein erstes bewusstes Bild von meiner Mutter: Ich bin etwa vier Jahre alt, wir wohnen im Lagerschuppen einer Eisenwarenfabrik, wo meine Eltern vorübergehendes Asyl in Deutschland gefunden haben. Das Verlassen des Fabrikhofs ist mir unter Strafe verboten, aber schon damals versuche ich ständig zu entkommen. Hinter dem Fabrikhof, auf der großen Leyher Straße, beginnt eine andere, unbekannte Welt. Dort gibt es Geschäfte, eine Straßenbahn, an Kriegsruinen erinnere ich mich nicht, nur an Häuser, die mir vorkommen wie Paläste,